

Kubanische Grundwerte

In Kuba ist die Kindersterblichkeit niedriger als in den USA. Die Lebenserwartung liegt, dank eines funktionierenden Gesundheitssystems, bei 76 Jahren. Kuba exportiert medizinisches Know-how auf dem Gebiet der Biotechnologie. Und Impfstoffe in die USA. In 64 Ländern der Dritten Welt arbeiten zur Zeit 17.000 kubanische Ärzte. Sie tun es für ihr gewohntes Gehalt von 525 Pesos. Dafür haben sie auch Naomi geheilt, die vom Tag der Geburt an krank war. Jetzt geht sie in die erste Klasse und trägt das blaue Halstuch der „Jungen Pioniere“. Hier der Erfahrungsbericht ihres Vaters. (Fotos: Oliver Weber, 2004)

Von Henky Hentschel

Markis hatte das gut hingekriegt. Naomi kam um 22 Uhr 19 in der Nacht vom 25. auf den 26. Dezember zur Welt. Man hatte also auf Jahre hinaus einen ausgabenintensiven Tag weniger im Kalender. Aber den ganzen Rest hatten Markis und die Entbindungsklinik nicht ganz so gut hingekriegt. Weil die Mutter in den letzten Monaten der Schwangerschaft nicht für zwei essen mochte, kam die Tochter mit Untergewicht herausgeflutscht. Weil ein unbekannter Virus die gesamte Klinik heimsuchte, bekamen die Säuglinge als erstes Geschenk dieser Welt einen Schuss Penicillin. Das Drama endete erst einmal im Brutkasten.

Aber auch der Brutkasten hatte seine Tücken: Er wurde zu warm, denn wegen des US-Wirtschaftskrieges gegen Kuba fehlte es an Ersatzteilen. Naomi war ein Häufchen Elend in einem überhitzten Glaskasten. Schließlich verließ sie die Klinik mit einem Blechgeschirr um den nach innen gedrehten rechten Fuß, schielend und mit einem rechten Auge, das man auch hätte weglassen können. Sie konnte nicht einmal strampeln.

Das alles, obwohl die medizinische Begleitung der Schwangerschaft von hoher Qualität gewesen war. Die Mutter und ihr Embryo waren erst wöchentlich und dann alle drei Tage untersucht worden, und bis zur Geburt hatten die Ärzte alles im Griff gehabt. Aber jetzt machte ich mich auf schwierige Zeiten gefasst.

Kuba hat geschätzte elf Millionen Einwohner. An die 400.000 von ihnen arbeiten für die Gesundheit der übrigen. Es gibt 68.000 Ärzte auf der Insel, 10.000 Zahnärzte, 82.000 Krankenschwestern und 222.000 Techniker. Ein medizinisches Spinnennetz überzieht das Land. Es reicht hinauf bis in die entlegensten Bergdörfer, es erreicht winzige Siedlungen in verlassenem Gegenden, in die kein Auto kommt, bis in die Sümpfe der Cienaga, bis auf die vorgelagerten Inselchen im Süden des Archipels. Es arbeitet für Schwarze, Gelbe, Braune und Weiße ohne

Unterschied, für Revolutionäre und Antikommunisten, für Arme und Reiche – kostenlos.

Noch vor weniger als fünfzig Jahren musste ein campesino sein Wahlrecht an einen Politiker übertragen, wenn er ein staatliches Krankenhaus auch nur betreten wollte. Heute schreitet er sozusagen über einen roten Teppich, sagt, was ihm fehlt, und wird geheilt. Aus den Bittstellern sind Patienten geworden, Geld spielt keine Rolle mehr, und diese Patienten haben Vertrauen zu diesem System. Sie wissen, dass der Staat ebenso für eine künstliche Niere wie für eine Operation am offenen Herzen aufkommt. Der Versicherungsschutz besteht darin, Kubaner zu sein. Allein sich dieser Tatsache bewusst zu sein, macht gesünder. Nur so lässt sich erklären, dass die durchschnittliche Lebenserwartung der Kubaner inzwischen auf über 76 Jahre angestiegen ist.

Naomi machte rasche Fortschritte. Die Milchfabrik ihrer Mutter erzeugte mehr, als das Kind schlucken konnte. Nach einem Monat hatte es Normalgewicht. Inzwischen ging die ärztliche Betreuung weiter. Das Gestell um den verdrehten Fuß verschwand zwei Monate nach der Geburt, und die Füßchen standen endlich parallel. Das kaputte Auge allerdings blieb, wie es war. Und das Schielen wurde eher schlimmer als besser.

Wir trugen die Situation mit einem gewissen Optimismus. Wo so viele Ärzte sind, wo so viel medizinisches Personal und Potential vorhanden ist, sieht jeder Defekt so aus, als brauche es nur Zeit, um ihn zu reparieren. Freunde aus Deutschland brachten Vitamine und Spurenelemente, während ich auf dem Schwarzen Markt frischen Fisch und Rindfleisch besorgte. Aus dem Häufchen Elend im Glaskasten wurde langsam ein kräftiges kleines Kind.

Die Ärzte in der Augenklinik beobachteten in regelmäßigen Abständen die Entwicklung des schlechten Auges und das Schielen des anderen. Sie empfahlen, jeweils ein Auge mit Pflastern zuzukleben. Auch die Pflaster kamen aus Deutschland, hunderte, denn

auch sie waren in ganz Kuba nicht aufzutreiben. Irgendwann verschrieben die Ärzte eine Brille – Wartezeit unbekannt, mindestens ein Jahr. Ich kaufte die Brille im Dollarladen. Sie kostete achtzig grüne Scheine, obwohl sie für ein kubanisches Kind eigentlich umsonst sein sollte. Aber Naomi brauchte sie – sofort.

Der Grundpfeiler des kubanischen Gesundheitssystems ist das Poliklinikum. Aber bevor ein Kranker da hinget, besucht er gewöhnlich den Familienarzt in dem Viertel oder dem Dorf, in dem er wohnt. Jeder dieser Ärzte ist für 120 bis 150 Familien zuständig. Er kann Wunden verbinden, vorläufige Diagnosen stellen und Rezepte ausschreiben. Was über diese erste Hilfe hinausgeht, überweist der Familienarzt an das nächste Poliklinikum. Rund 500 davon gibt es auf Kuba, und jedes von ihnen ist für zehn- bis dreißigtausend Menschen zuständig. Blutanalysen, Ultraschall, antibiotische Behandlungen, Zahnversorgung, kleine chirurgische Eingriffe, das alles leistet das Poliklinikum. Fachärzte kommen im Rotationsverfahren in regelmäßigen Abständen. Und wem hier nicht zu helfen ist, der wird auf die zweite Ebene des Systems geschickt, die Ebene der Krankenhäuser mit ihren Operationssälen und Intensivstationen, die Ebene der Forschungsinstitute, von denen viele auch über Betten verfügen, die Ebene der großen Medizin.

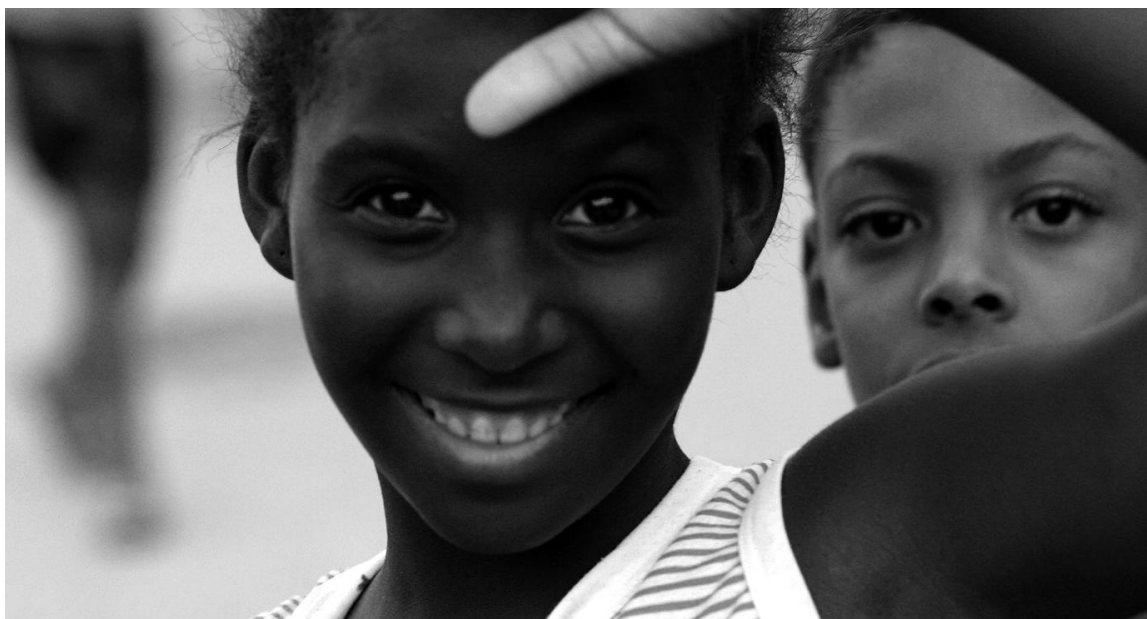
Wie aber, so fragt einer sich unweigerlich, kann ein kleines Land der Dritten Welt sich einen derartigen Aufwand leisten und dann auch noch auf Bezahlung verzichten? Socialismo o Muerte, sagt Fidel Castro, und zumindest, was die Gesundheit seiner Kubaner angeht, hat der Comandante en Jefe Recht: Nur ein sozialistischer Staat kann es sich leisten, seine Arbeiter und Angestellten mit so lausigen Löhnen und Gehältern abzuspeisen, wie es der Inselstaat tut. Ein Arzt verdient 525 Pesos im Monat,

gleichgültig auf welcher Ebene der Hierarchie er seine Arbeit macht. 525 Pesos entsprechen laut der Milchmädchenrechnung der nicht-kubanischen Medien gerade mal zwanzig Dollar, aber diese Rechnung ist nicht nur falsch, sie ist böswillig. 85 Prozent der Kubaner zahlen keine Miete, denn ihre Wohnungen gehören ihnen selbst, oder der Staat stellt sie kostenlos zur Verfügung. Gas, Wasser und Strom verursachen minimale Kosten. Selbst die Müllabfuhr ist gebührenfrei. Und über die „Libreta“, das Büchlein für den Bezug billigster, staatlich subventionierter Lebensmittel, bezieht jeder Kubaner im Monat immerhin so viel Nahrungsmittel, wie er in zwei Wochen braucht. So teilt der Staat mit halbvollen Händen aus, spart aber mit den Niedriglöhnen eben das Geld, das er für seine Systeme der Gesundheit und der Erziehung wieder ausschüttet. Er zieht seinen Bürgern nicht wie die westlichen Demokratien das Geld aus der Tasche. Er gibt es ihnen erst gar nicht.

Naomi war inzwischen auf der zweiten Ebene des Systems gelandet. Zwei Mal in der Woche machte sie im wuchtigen Komplex des Sonderkrankenhauses für Sehbehinderte Übungen mit ihren Augen. Hin und wieder erweiterte die Ärztin die Pupille des kranken Auges und schaute sich sein Inneres an. Nein, es war kein grauer Star. Es war auch kein grüner. Naomi schleppte mit sich herum, was ihr letztlich der US-Wirtschaftskrieg in die Wiege gelegt hatte.

Was das andere, das schielende Auge angeht, riet die Ärztin zur Operation. Wir entschieden uns dafür abzuwarten. Das Kind machte weiter seine Übungen, widerwillig, aber tapfer. Der Zustand blieb unverändert.

Inzwischen war ich im Poliklinikum, im Kinderkrankenhaus und in der Augenklinik herumgekommen. Es schien mir erstaunlich, wie sich die Menschen mit ihren Krankenhäusern und dem dort arbeitenden Personal identifizierten. Es war, als seien sie alle eine große Familie. Jeder spazierte hinein und



heraus, als sei er bei sich zu Hause. Man wartete (in Kuba wird immer gewartet, und die Warteschlange ist des Kubaners bevorzugter Aufenthaltsort), man redete miteinander, man hielt einen Arzt am Ärmel seines weißen Kittels fest und stellte ihm ein paar Fragen – es ging gemütlich zu in diesem System, saugemütlich. Natürlich menschelte es auch im Bereich der Organisation. Mal kam ein Arzt nicht zur Arbeit, mal schloss das Poliklinikum wegen Wassermangels, mal wurden Blutproben versehentlich vertauscht ... die Wirklichkeit von Großsystemen hängt auch von den Menschen ab, die darin arbeiten. Und die Kubaner haben noch nie als besonders zuverlässig gegolten. Immerhin: Naomi wuchs, und die Ärzte ließen sie nicht aus den Augen.

Die Amis mit ihrer verteufelten Kuba-Politik schwächten auch dieses Gesundheitssystem. Weltweit kaufen transnationale Firmen mit amerikanischer Mehrheitsbeteiligung Forschungslabors und Arzneimittelhersteller auf. Sind die Verträge unterschrieben, dürfen die Aufgekauften nichts mehr an Kuba liefern. Tun sie es dennoch, setzt es Strafen. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Alpha Pharmaceutical Incorporated in Panama hatte Kuba einen Impfstoff verkauft. Die Regierung in Washington verdonnerte die Firma postwendend zu einer Geldbuße von 198.700 Dollar. Aber es gibt Schlimmeres. Um Kinder mit Augenkrebs zu heilen, brauchen die Ärzte ein Isotop mit dem Namen I-125. Diesen Stoff erhält Kuba nicht, und so muss die Insel immer wieder kranke Kinder zur Behandlung in andere Länder schicken. Ähnliches gilt für Fälle von Knochenkrebs. Für vielerlei technisches Gerät fehlt es an Ersatzteilen, die nur US-kontrollierte Firmen herstellen. Für Kuba ist das Gerät oft unerreichbar – Naomi lässt grüßen.

Aber der mächtige Nachbar im Norden geht noch weiter: Kubanische Wissenschaftler oder Ärzte, die zu Fachkongressen in die USA reisen wollen, erhalten kein Visum, und selbst Fachblätter mit den neuesten medizinischen Erkenntnissen können die kubanischen Ärzte nicht bekommen. Manchmal klingt es übertrieben, wenn Kuba sagt, die USA wollten die Insel aushungern und ihre Bevölkerung an Krankheiten sterben lassen, aber eine Unzahl von Beispielen wie die erwähnten zeigen, dass an der Behauptung leider was dran ist. Trotzdem liegt die Kindersterblichkeit niedriger als in den reichen USA.

Naomi hatte sich an die Augenpflaster, die Übungen und die ständigen Untersuchungen gewöhnt, aber etwas stimmte nicht mit ihr. Jeder kleine Schnupfen jagte ihre Körpertemperatur innerhalb von wenigen Stunden in die Nähe von vierzig Grad. Dann, gewöhnlich um Mitternacht, trug Markis sie hinüber ins Poliklinikum. Da bekam das Kind eine Spritze, und am Morgen war das Fieber wieder weg. In meiner Theorie hatte das Kind eine Immunschwäche, seit es sein Leben mit einem Penicillinschuss begonnen hatte. Das Rotationsverfahren im Poliklinikum

verhinderte, dass den Ärzten etwas auffiel, denn immer wieder kam ein anderer, der sie dann zum ersten Mal sah.

Die nächste Untersuchung auf Herz und Nieren war also angesagt. Vier Mal musste das Kind ins Krankenhaus zur Durchleuchtung und zur Prüfung aller Werte. Dann fanden die Ärzte erst eine chronische Entzündung im Rachenraum und drangen schließlich zum körpereigenen Abwehrsystem vor. Und da fanden sie eine Immunschwäche.

Wie das in Kuba so geht, wo jeder jeden kennt: Ausgerechnet mein schwarzer Automechaniker kannte den stellvertretenden Gesundheitsminister, und der rief den Spezialisten an, und nach zwei Wochen hielten wir ein Rezept für ein kubanisches Medikament in der Hand. Das Medikament kam seit Jahren jede Woche in die Apotheken, aber jetzt war es plötzlich verschwunden. „Castro hat es dem Chávez nach Venezuela geschickt“, unkten die Nachbarn in der Altstadt von Havanna. Wir suchten drei Monate. In der Dollar-Apotheke für die Touristen hatten sie den Stoff zwar auf Lager, aber er sollte 200 Dollar kosten. Das war dann doch etwas happig. Schließlich ist Naomi Kubanerin und hat ein Anrecht, ihre Medizin für ein paar Pfennige zu bekommen. Wir wanderten von Krankenhaus zu Krankenhaus, von Institut zu Institut, und während wir suchten, lachte sich Naomi eine Halsentzündung nach der anderen an. Eines Tages rief eine Apothekerin an. Das Zeug war wieder da. Einen Monat später war Naomi geheilt.

Die zu Hause Gebliebenen müssen mehr arbeiten, und die Warteschlangen in Krankenhäusern und Polikliniken werden länger, denn Kuba macht der Dritten Welt Geschenke. In 64 Ländern arbeiten zur Zeit 17.000 Ärzte. Oft gehen sie in die entlegensten Winkel, in den Dschungel, an Orte, an denen man noch nie einen Arzt gesehen hat. Sie tun das für ihr gewohntes Gehalt von 525 Pesos. Dazu erhalten sie ein monatliches Taschengeld, das nicht über hundert Dollar hinausgeht. Die Gastländer stellen Wohnung und Verpflegung. Nur in seltenen Fällen, wenn bilaterale Abkommen vorliegen, bekommt auch der kubanische Staat Geld für die medizinische Hilfe.

„Internationalismus“ heißt die kubanische Hoherzigkeit im offiziellen Sprachgebrauch. Das Konzept hat Tradition: Die Kubaner haben in Angola mitgeholfen, Südafrika und die Apartheid zu stoppen, und der große Ché hat versucht, die Revolution erst in den Kongo und dann nach Bolivien zu tragen. Damals stellte Kuba Soldaten und Guerillakämpfer. Heute versucht die Insel, mit Ärzten und medizinischem Personal zu helfen, mit Impfstoffen und Medikamenten.

Aber es geht auch andersherum: In regelmäßigen Abständen landet auf dem Flughafen José Martí in Havanna ein Flugzeug aus Caracas in Venezuela. Es bringt kranke Venezuelaner und fliegt mit den inzwischen Gesunden wieder zurück. Und in wenigen Jahren haben die Ophthalmologen hier 5.000 Bürgern des Hugo-Chávez-Landes den grauen Star wegope-

riert und das Augenlicht wiedergegeben. Das liest sich, als wäre es ganz einfach und ist es vielleicht auch, aber in Venezuela können sie es nicht. In Kuba können sie es, und deshalb bin ich froh, dass mein Kind hier und nicht woanders lebt.

Naomi ist bisher zehn Mal geimpft worden – gegen dreizehn verschiedene Krankheiten. Sieben dieser Impfstoffe haben die Kubaner selbst entwickelt und produziert. Viele von ihnen exportiert das Land mit der am weitesten entwickelten Biotechnologie in Lateinamerika. Diese Technologie hat es möglich gemacht, Krankheiten auszurotten: die Kinderlähmung, den Tetanus der Neugeborenen, die Hirnhautentzündung, Diphtherie, Masern, Röteln, Mumps und Keuchhusten treten auf der Insel nicht mehr auf, und auch Naomi hat sie nicht bekommen.

Und dann kommt George W. Bush und verkündet den Kubanern, wenn erst Freiheit und Demokratie herrschen, würde er alle kubanischen Kinder impfen lassen, die weniger als fünf Jahre alt sind. Die Kubaner haben dieses Versprechen ihren Zeitungen entnommen und nur den Kopf geschüttelt. Castro stellte sich vor die Kameras und verlas einen offenen Brief an Bush. Und bot an, 3.000 arme US-Bürger ohne Krankenversicherung gratis auf der Insel zu heilen.

Bush hat nicht geantwortet, aber er hat die Kubaner wissen lassen, dass nach der „Demokratisierung“ Schluss sein wird mit der Gesundheit für alle, denn kostenlos wird es dann überhaupt nichts mehr geben, weder Bildung und Erziehung, noch Gesundheit.

Naomi kam in die Vorschule. Der Komplex liegt draußen am Stadtrand im Grünen und gehört zu dem Stadtteil Guanabacoa. Guanabacoa war einst die letzte indianische Hauptstadt der Insel. Dort wabert afrokubanische Energie um die geduckten Häuser. Wenn die Hauptstädter Magie und praktische Ratschläge suchen, wenn sie einen Schamanen,

einen „Babaloa“ brauchen, dann kommen sie hier heraus. Naomi schien mir gut aufgehoben.

Die niedrigen Gebäude sind der Sitz einer Vor- und einer Grundschule für sehbehinderte Kinder. Eine Augenärztin und eine Technikerin betreuen die Kleinen und untersuchen ihre Augen regelmäßig. In der Stadt fährt am frühen Morgen ein Bus vor, holt die Kinder ab und bringt sie am Nachmittag wieder zu ihren Müttern. Dazwischen gibt es Mittagessen und einen Verdauungsschlaf. Naomi fand das alles ganz prima, und mir ging es ähnlich.

Es kam der Tag, an dem die Augenärztin der Schule und die der Augenklinik übereinkamen, dass es Zeit für die Operation des schielenden Auges sei. Es kam der Tag der Operation. Die Ärztinnen waren skeptisch. Es bestand das Risiko, dass die Operation am Zustand des Kindes nicht viel ändern würde. Als sie es hinter sich hatten, strahlten sie glücklich: Operation zu hundert Prozent gelungen.

Inzwischen geht unser Kind in die erste Klasse, und das mit stolzgeschwellter Brust. Auch das blaue Halstuch der „Jungen Pioniere“ darf sie jetzt tragen, und das ist ihr ganz wichtig. Was der Staat für sie getan hat, wird sie kaum vergessen, und ein wenig kindliche Ideologie kann ja nicht schaden. Immerhin hat sie eine Ersatz-Oma, die sie ab und zu in die Kirche schleppt. Das gleicht sich aus.

Kuba bastelt weiter an seinem System. In vielen Polikliniken sind jetzt Intensivtherapie und Physiotherapie als zusätzliche Dienstleistungen eingerichtet worden, und das erspart den Gang ins ferne Krankenhaus. Und endlich, nach Jahrzehnten, ist das Schatzamt in Washington einmal über seinen Schatten gesprungen und erlaubt Geschäfte mit der kubanischen Biotechnologie. Die Kubaner liefern Medikamente gegen Krebs und Immunschwächen – dieselben, die Naomi bekommen hat. Die Amis geben Geld und Technologie.

Vielleicht ist die Welt ja doch noch zu retten. 🦋

